

Dialog der Kulturen und Religionen am Beispiel „Islam und Christentum“

(*Zeugnis aus dem afrikanischen Kontext*)

Der geschichtliche Weg der Kirche in Libyen

Es mag von Interesse sein, zunächst den geschichtlichen Weg der Kirche in Libyen kurz zu verfolgen, ehe dann von einer mehr persönlichen Erfahrung die Rede sein wird. Die Kirche in Libyen geht bis auf den Ursprung des Christentums selbst zurück: mehrmals berichtet die Apostelgeschichte von Ereignissen und Personen, die auf die Anwesenheit von Christen hindeuten. Die koptische Kirche hält nach ihrer Tradition dafür, dass der Evangelist Markus aus Zypern (im Nordosten Libyens) stammte, wo er im Jahr 40 n. Chr. viele Juden und Griechen dem Christentum zuführte. Später, in seiner Blütezeit, zählt Libyen bis zu 13 Diözesen. Vom 7. bis zum 11. Jahrhundert verschwindet das Christentum völlig aus Libyen; die Gründe dafür liegen im Dunkel. Im 13. Jahrhundert berichtet die Geschichte aufs Neue von missionarischen Gruppen, die sich vor allem um Gefangene und Sklaven kümmern, die die kleine christliche Gemeinde in Libyen darstellen. Die mohammedanischen Behörden achten und schützen sie. 1911 beginnt ein starker italienischer Einfluss auf das Land, der die Kirche deutlich prägt. 1969 übernimmt Mohammed El Ghaddafi in einer unblutigen Revolution die Regierung. 1970 beschlagnahmt der Staat alle Güter der Kirche. Die italienische Bevölkerung wird aus dem Land ausgewiesen, und offen bleibt nur die St. Franziskus-Kirche in Tripolis. Insgesamt 10 Priester werden der Kirche erlaubt sowie eine größere Zahl von Ordensschwes-

tern. Ein wichtiges Ereignis in der Geschichte der Kirche und ihrem Verhältnis zum Land, zur Welt des Islams und des Christentum ist 1976 der Islamisch-Christliche Dialog, der auf hoher Ebene in Tripolis stattfindet in Zusammenarbeit von Libyen und dem Hl. Stuhl, und in dessen Folge die Kirche in Benghazi den Christen zurückgegeben wird, die dann später zweiter Bischofsitz wird. 1997 kommt es zu diplomatischen Beziehungen zwischen dem Hl. Stuhl und dem libyschen Staat, die der Kirche eine Identität verleihen und die Beziehungen zum Staat klarer machen.

Auffallend ist in den letzten Monaten ein steigendes Interesse von libyscher Seite her am Dialog der Kulturen und Religionen. So findet im März dieses Jahres ein internationaler Dialog in Tripolis statt zu dem Thema „Dialog der Kulturen im Zeitalter der Globalisierung“; Veranstalter sind der Dawa Islamyia, der eine sehr offene Haltung einnimmt, und der Päpstliche Rat für interkonfessionellen Dialog. Die dritte internationale Konferenz für Europa und den Mittelmeerraum im April dieses Jahres – ebenfalls in Tripolis – hat zum Thema „Dialog zwischen Afrika – Mittelmeerraum – Europa in einer Welt der internationalen Zusammenarbeit – Wirtschaftsentwicklung – Dialog der Kulturen und Religionen“. Weiter wäre zu erwähnen eine Einladung an unseren Bischof von Tripolis und den Priester der koptisch-orthodoxen Gemeinde zu einem Gespräch im libyschen Fernsehen über die Beziehungen zwischen der Kirche und dem Islam in Libyen. Die Kirche in Libyen lebt in dem Bewusstsein, dass

D lediglich ein Dialog auf allen Stufen des menschlichen Zusammenlebens zu echter Freundschaft führen kann. Soweit zur Geschichte.

Wie sieht es im normalen Alltag aus?

Als ich 1972 nach Tripolis kam und die Arbeit in der Spülküche der Kinderstation eines Krankenhauses aufnahm, fand ich mich hauptsächlich von Nicht-Libyrern umgeben: Ärzte, Krankenschwestern und das meiste Pflegepersonal – unter ihnen Gläubige verschiedener Religionen – waren vom Staat aus dem Ausland gerufen worden und hatten dementsprechend viele finanzielle Vorteile, worin in den meisten Fällen der Grund ihres Kommens überhaupt lag, während das einheimische Personal die unteren Arbeiten tat, die keine besondere Ausbildung benötigten. Lediglich der Direktor war Libyer. Und so war es auf fast allen Gebieten im wirtschaftlichen und sozialen Leben. Das half wenig zum gegenseitigen Verstehen und zu dem Wunsch nach einem Dialog auf unterer Ebene. Ganz allmählich kamen die ersten Ärzte nach abgeschlossener Ausbildung aus dem Ausland zurück. Es wurden Schulen für die Heranbildung von Krankenschwestern eröffnet, medizinische Fakultäten wurden gegründet, sodass sich heutzutage das Bild völlig geändert hat: das gesamte wirtschaftliche und soziale Wesen liegt jetzt in libyschen Händen, wobei man sich die Frage nach dem Wert der Ausbildung und der Verteilung der Kräfte auf Stadt und Land stellen kann. Libyer bevorzugen in den allermeisten Fällen die Hauptstadt, die Möglichkeiten der Weiterbildung und eine vielfältigere Arbeit bietet, während es in den kleineren Ortschaften häufig an Fachkräften fehlt.

Mit der weiten Verbreitung des Fernsehens und vor allem der Anwesenheit zahlreicher Personen anderer Rassen, Kulturen und Religionen, die auf allen Sektoren des wirt-

schaftlichen und sozialen Lebens eingesetzt sind (aus Polen, den Ostländern, Indien, Pakistan, den Philippinen, Ägypten und neuerdings auch Irak und dem afrikanischen Kontinent), ist das Bewusstsein gewachsen, dass „arabisch“ nicht unbedingt gleich „mohammedanisch“ ist und dass es auch arabische, meist koptisch-orthodoxe Christen gibt; und da heißt nun „Dialog“, den Anderen anzunehmen mit all seinen kulturellen und religiösen Werten und zugleich eine Zusammenarbeit auf der Basis der gemeinsamen menschlichen und religiösen Werte anzustreben. Die Beziehungen von Mensch zu Mensch gehen nicht immer reibungslos vonstatten; so werden z. B. in der Schule Kinder von christlichen Eltern oder aus Mischehen leicht angefeindet, auch wenn sie selbst dem mohammedanischen Glauben angehören. Im religiösen Gespräch ist häufig das Problem „Jesus, Sohn Gottes ... Dreifaltigkeit ... Ehelosigkeit ...“ und der feste Glaube, dass nur Anhänger des Islams ins Paradies kommen; also: warum bekehrst du dich nicht?

Meine Erfahrung als Kleine Schwester

Die Gründung der Fraternität in Libyen geht auf das Jahr 1957 zurück, also noch in die Zeit der italienischen Vorherrschaft. Die Kleinen Schwestern fanden Arbeit in verschiedenen Fabriken, und es war nicht leicht, als Ausländerin nicht sofort mit dem Gedanken der Kolonisation gleichgesetzt zu werden. Doch da, wo diese Schwierigkeit einmal überwunden war, kam es zu Freundschaften, die bis auf den heutigen Tag andauern und sich von einer Generation zur anderen übertragen. Ja, wir möchten Freundschaft schaffen mit den Menschen, die uns auf- und annehmen, Freundschaft und Wohlwollen auch miteinander im Viertel und bei der Arbeit, Verständigung und Verständnis untereinander, und das in den unzähligen kleinen Dingen des Alltags, im Anteilnehmen an Freu-

den, Sorgen, Leid, im achtungsvollen Hin-
hören auf den Einzelnen, im Aufmerksam-
sein auf seine Wünsche und Sehnsüchte...
Seit 1969 leben wir in Tripolis im gleichen
Haus, das damals eines der erstgebauten des
Viertels war, das mittlerweile ein dicht be-
wohnter Stadtteil von Tripolis ist. Wir sind
sozusagen mit den Erwachsenen alt und mit
den Kindern erwachsen geworden und ge-
hören nun wie fast selbstverständlich zu ih-
nen. Sie wissen um eine jede von uns; sie
nehmen an unserem Leben und unseren
Festen teil, so wie auch wir um ihr Leben und
ihre Feste wissen und ihnen nahe sind. Ein
Leben sexueller Enthaltbarkeit ist für den
Gläubigen des Islams unvorstellbar. Als nun
einmal böse Zungen uns der Prostitution an-
klagen wollten, verteidigten uns die Nach-
barn. Sie achten unsere Gebetszeiten, und bis-
weilen kommt es zu tieferen Gesprächen und
Begegnungen. So geben z. B. das Vater unser
oder die Seligpreisungen, die in arabischer
Sprache an der Wand zu lesen sind, Anlass zu
Fragen und Erläuterungen. Ein solcher Dia-
log ist jedoch relativ selten. Der Kontakt liegt
hauptsächlich im ganz normalen Alltagsle-
ben, in der gegenseitigen Abhängigkeit und
in der einfachen Nachbarschaftshilfe.

Als nach der Revolution die Arbeit in der Fa-
brik für Nicht-Libyer untersagt wurde, fan-
den wir Aufnahme im Gesundheitswesen. Ei-
ne Kleine Schwester war als Kinderärztin tä-
tig in Zusammenarbeit mit libyschen Kollen-
gen. Für andere war die Milchküche der Säug-
lings- und Kinderstation der Ort, den ein-
heimischen und ausländischen Arbeitskräf-
ten nahe zu sein.

Seit Januar letzten Jahres haben wir eine
zweite Fraternität in Libyen im gebirgigen
Hinterland. Mit Hilfe von libyschen Freun-
den aus Tripolis fanden wir die für eine Neu-
gründung notwendigen Arbeitsplätze, näm-
lich als Kinderärztin und als einfache Arbei-
terin, weiter im Gesundheitswesen in völlig
libyscher Umgebung. Die Erfahrung vieler
Jahre im arabischen Milieu war eine gute Hil-
fe zur Anpassung an eine neue, doch recht

verschiedene Umgebung. Eine Arbeitskolle-
gin der Kleinen Schwester, die Ärztin ist, war
bei der ersten Begegnung recht misstrauisch
und ablehnend; doch als sie merkte, dass sich
die Kleine Schwester auf arabisch verständi-
gen konnte, war das Eis bald gebrochen ...
und jetzt sind wir Freunde geworden. – Als
Rentnerin bin ich daheim und steige gerne
in die Kontakte ein, die meine Mitschwester
durch ihre Arbeit aufnehmen. Meine Freude
sind die Besuche bei den Nachbarn und die
Besorgungen außer Hauses, die mir Gele-
genheit geben, Menschen zu begegnen. Ger-
ne nehme ich die kleinen Gesten der Auf-
merksamkeit und des Wohlwollens entgegen,
die mir die Leute wie selbstverständlich ganz
diskret schenken. Eine unserer nächsten
Nachbarinnen machte von sich den ersten
Schritt auf uns zu, indem sie uns – noch oh-
ne uns zu kennen – als Willkommensgruß
eine Schüssel Pflaumen schickte.

Auffallend war seit Beginn, wie wenige Fra-
uen man auf der Straße sieht und wie sehr sie
noch verschleiert sind. Oft hatte ich den Ein-
druck, dass ich die einzige Frau war, die ein-
kaufen ging, und so war der Blick der Män-
ner stark auf mich gerichtet. Mittlerweile ha-
ben sie sich an mich gewöhnt, und der neu-
gierige Blick ist oft einer Haltung der Ach-
tung gewichen. Die Kinder in unserem Wohn-
viertel kennen mich bei meinem Namen – lei-
der habe ich nicht das nötige Gedächtnis, um
den ihren gleich zu behalten. Manchmal
kommt es auch zu ganz einfachen Begeg-
nungen auf der Straße; ein Lächeln genügt
oft, um einen Kontakt herzustellen. Die in-
nere Bereitschaft, den Anderen in sein Leben
aufzunehmen, liest sich wohl von der ges-
amten Haltung ab und überträgt sich leicht.
Einmal pro Woche kommt ein Priester aus
Tripolis zu uns für die Messfeier, und so tra-
gen wir gemeinsam alle unsere Anliegen so-
wie die der Menschen, die uns umgeben, vor
Gott. Um ein wenig unsere Form des Dialogs
zu charakterisieren, möchte ich abschlie-
ßend den Begriff NAZARETH verwenden und
einen Text von Bruder Antoine, einem Klei-

nen Bruder Jesu, zitieren, der meines Erachtens gut das wiedergibt, was wir in der Nachfolge Jesu von NAZARETH leben möchten.

...NAZARETH ist der Ort der Kommunikation, des Hinhörens, des Teilens und der Freundschaft – der Ort, an dem das Wort weitergegeben wird in den gewöhnlichen Unterhaltungen der Menschen.

...NAZARETH ist eine bestimmte Weise, den Anderen zu begegnen in Achtung, aufmerksamem Hinhören, ohne sie verändern zu wollen, eine bestimmte Weise mit ihnen da zu sein ohne etwas anderes im Sinn zu ha-

ben, als einem jeden so viel Liebe zu zeigen, wie nur möglich.

...NAZARETH ist das Bewusstsein, zwecklos, umsonst da zu sein in einer Welt, in der nur Leistung und Gewinn gelten.

...NAZARETH ist eine Vorliebe für die armen Mittel, eine Vorliebe für die kleinen Dinge des täglichen Lebens, jene Dinge, die einen unendlichen, ewigen Wert gewinnen, wenn sie in Liebe gelebt werden.

Kleine Schwester M. Mechthild ist als Missionarin Libyen tätig.

Hossein Fatimi

Dialog

Islam ist die zweitgrößte monotheistische Religion der Welt. Wie das Christentum hat auch der Islam seine Wurzeln in der Religion Abrahams. Wegen der gemeinsamen Wurzeln haben Islam und Christentum viele Gemeinsamkeiten. Um ein friedliches Zusammenleben zwischen Christen und Muslimen zu garantieren, Vorurteile und Ängste abzubauen und Streitigkeiten zu beseitigen, müssen diese Gemeinsamkeiten erkannt und betont werden. Die bedeutendsten gemeinsamen Grundlagen zwischen Islam und Christentum sind Jesus und Maria. Jesus ist im Islam einer der größten Propheten Gottes. Er gehört zum Grundglaube der Muslime, ebenso seine Mutter Maria. Koran, das heilige Buch des Islam, spricht in mehreren Suren (Kapiteln) über Jesus, sein Geburt, seine besondere Stellung beim Gott, sein Leben, seine Botschaft und seine Himmelfahrt und stellt ihn als Messias vor. Maria ist nach dem islamischen Glauben eine der reinsten und frömmsten Frauen der Welt. Eine ganze Sure (Kapitel) im Koran heißt Maryam (Maria). Auch in anderen Suren wird im Koran über Maria gesprochen. Im Bezug auf die Leute der Schrift, Juden und

Christen, wird empfohlen mit Ihnen nie anders als in einer möglichst guten Art zu streiten (Koran Sure 29). Als der Prophet zum letzten Mal zu seinen Gefährten sprach, in Mekka, anlässlich der Abschiedswahlfahrt im März 632, bestand er auf der Gleichheit aller Menschen vor Gott, ohne Unterschied der Rasse, des Vermögens oder der Herkunft, wie es im Koran gesagt ist: Als der Vornehmste gilt bei Gott derjenige von euch, der am Frömmsten ist (Koran 49,13). Der Koran erkennt die Echtheit der biblischen Propheten als Boten desselben Gottes an. Die Offenbarungen des mosaischen Gesetzes und des Evangeliums Jesu sind bereits Gottes Wort. Unser und euer Gott ist einer, Ihm sind wir ergeben (Koran 29,64). Ein Moslem ehrt Abraham, Moses und Jesus. Der Koran sagt: Wir glauben an Gott und das, was wir und was Abraham, Ismail, Isaak, Jakob und die Propheten von ihrem Herren erhalten haben, ohne das wir bei einem von ihnen einen Unterschied machen (Koran Sure 2, Vers 136).

Prof. Ing. Hossein Fatimi ist islamischer Theologe und Seelsorger.